

Günter Weisenborn „Die Illegalen“  
Hebbel- Theater  
Friedrich Luft, RIAS Berlin  
Die Stimme der Kritik, 23. März 1946

Hier ist ein Stück, das sein Thema aus der jüngsten Vergangenheit nimmt. Es beginnt auf einer Berliner Straße zur Nacht. Ein Mann schleicht heran. Pfeifend. Schlendernd. Beobachtend. Er lehnt an einer halbzerbombten Litfaßsäule und spricht zu uns, wie nebenher und beiläufig. Und redet doch »Hochverrat«. Er »spannt«, er hält Ausschau, ob die Luft rein ist. Ein illegaler Kämpfer gegen Hitler. Er sondiert dies triste Straßenterrain, ob die Polizei im Wege ist, ob die Gestapo Streife schiebt. Morgen werden 200 Flugblätter an Säulen, Häuserresten, Wänden und Mauern kleben. Aufrufe gegen die braune Diktatur. Rufe zur Freiheit. Vielleicht werden sie von hundert Menschen gelesen werden. Vielleicht von dreien verstanden. Vielleicht von einem beherzigt. Für diesen einen geht er »spannen«, der stille Vorreiter der illegalen Klebekolonie. Ein Pfiff. Die Luft ist rein. Er geht weiter. Und was ihm da als Liebespaar folgt, sind zwei Mitglieder seiner Widerstandsgruppe. Sie spielen Liebespaar. Sie treiben Hochverrat. Sie kleben den Aufruf an die halbzerbombte Litfaßsäule und gehen weiter. Der da vorne pfeift schon wieder. Die Luft ist rein.

Und nun sehen wir zwei Stunden lang den scheinbar so sinnlosen Kampf dieser Gruppe. Sieben Menschen, die in ihrem Hass gegen Hitler und in ihrer Liebe für die Sache der Freiheit sich den Tod als nächsten Nachbarn gewählt haben. Der Hexentanz der letzten Jahre spielt sich vor unseren Augen ab. Sieben Menschen gegen ein System. Sie verbreiten Nachrichten. Sie kleben. Sie drucken insgeheim Weckrufe. Sie betreiben einen Geheimsender und rufen ihren heißen Ingrim für die Freiheit in den Himmel. Verschworene, wie es zu keiner Zeit ähnliche gab. Denn zu keiner Zeit gab es ähnliche Tyrannei. Zu keiner Zeit diesen unbeschreiblichen Druck. Nie waren Menschen so umstellt von Verrat. Nie so ausgestoßen aus der Welt, in der Arglosigkeit, Liebe und etwas Wärme wohnt. Nie so ummauert von Argwohn. Im nächsten Freunde, der sich zur Hilfe anbot, konnte der Verrat zu Hause sein. Jener Mann, der ihnen vielleicht zufällig folgte, konnte ein Gestapo-Bulle sein. Ein beiläufiges Wort. Eine hingeworfene Bemerkung. Das leiseste Sich-gehen-Lassen - alles konnte verloren sein. Das eigene Leben. Die geheime Sache. Das Leben der Gruppe. Menschen mußten, um das Gute zu vollbringen, das Handwerk von Verbrechern ergreifen, solange die Verbrecher selbst zu Gericht saßen und das Gewissen täglich auf der Anklagebank. Aufrechte mußten sprechen mit der Stimme des Verrats. Sie mußten ihr glühendes Gesicht verhängen. Sie mußten lügen, um der Wahrheit treu zu bleiben. Sie mußten im Dunkel wohnen, um das Helle zu tun. Die Welt war verkehrt und die Moral aus den Fugen wie nie. Sieben Menschen bringen es nicht mehr über sich, zu schweigen. Sie rotten sich zusammen. Sie bilden eine Gruppe. Sie treten in Aktion.

Das ist der Vorgang dieses Stückes. Der große Partner dieser, aller illegalen Gruppen tritt nicht auf. Oder besser: er ist immer auf der Szene. Unfassbar, gefährlich, lauernd, ein Netz der Beobachtungen und Verdächtigungen. Er lauert in jedem Klopfen an der Tür. Er ist zu vermuten in jedem Passanten, der ins Fenster hereinsieht. Er ist zu argwöhnen in jedem Schritt, der sich nähert. Nicht fassbar ist der große, braune Gegenspieler dieser Gruppe. Aber spürbar immer. Und immer furchtbar und von äußerster Grausamkeit. Im Lande geht ein Stöhnen aus von dreihundert Konzentrationslagern. Von den Grenzen kommt der triste Donner eines falschen Krieges, eines wahnwitzig angezettelten. Über den Städten liegt der Rauch der Bombennächte. Aber hier gehen sieben Menschen aus, Nadelstiche zu führen gegen die große, gewaltige Bestie eines irrsinnigen Staates. Nadelstiche. Kaum, daß sie es ritzen werden, das große Tier. Aber ihr Gewissen treibt sie, um dieses Stiches willen ihren Kopf täglich und nächtlich in die Schlinge zu legen.

Das ist es, was hier gezeigt wird. Und nun, liebe Hörer, merke ich, wie Sie skeptisch werden. Wie Sie daheim den Kopf schütteln und einen unangenehmen Geschmack im Munde verspüren. Und dann ist das Wort da, nach dem Sie suchen: Tendenz. Und nun glauben Sie, das Stück, von dem ich rede, eingeordnet und damit beiseite gestellt zu haben.

Haben Sie aber keineswegs! Tendenz - schön und gut. Warum soll es einem, der wie Günther Weisenborn all dies aus eigener Erfahrung gnadenlos erfuhr - warum soll es ihm verwehrt sein, diese Erfahrungen auf die Bühne zu bringen und zu zeigen: So waren die Kämpfer gegen Hitler! So verachteten sie das eigene Leben aus Liebe für die Sache der Menschlichkeit. So sind sie gestorben. Sie wußten wohl: geklebte Zettel, Geheimsendungen, verbreitete Parolen - das tötete die Unmenschlichkeit des Dritten

Reiches noch nicht. Aber sie standen auf und mußten es trotzdem tun. Einzelne. Gruppen. Viele Gruppen. Und immer noch längst nicht genug. Denn das Untier wurde nicht von uns selbst erlegt. Der tödliche Stoß kam von außen.

Tendenz - gewiss, sie ist da, wenn Freiheit eine Tendenz ist, Selbstvergessenheit, heiße Besessenheit für die Wahrheit, tödlichster Hass gegen das System der täglichen Lüge, Verstellung und Unterdrückung.

Keine üble Tendenz, scheint mir. Und ein solches Tendenzstück soll immer mein Auge haben und meine beste Aufmerksamkeit. Es hat aber meine deutliche Begeisterung, wenn es mehr ist. Wenn es Dichtung ist. „Die Illegalen“ von Günther Weisenborn sind Dichtung.

Hier ist einer am Werke, der das Gesetz der Bühne im Blute hat. Der rechnet nicht. Der klügelt nicht aus. Der tüfelt nicht. Er sieht beim Schreiben. Sie stehen auf, die Gestalten. Sie sprechen. Zwangsläufig und klar. Das ist nicht gemacht. Das atmet, hat Eigenleben, kommt aus einer unverstellten Natur, ist natürlich, ist Dichtung. Ist tatsächlich Sprache des Menschen, Klage, kleines, echtes Nebengespräch, Aufschrei, ist tastendes Wort der Liebe zur Frau, ist Angst, ist Verzweiflung, ist Lächerlichkeit und Notdurft und Kleinheit des Menschen, ist Angst der Mutterliebe, ist Sehnsucht des Spießers nach etwas Grün, Frieden und Eigenleben. Ist die ganze Jämmerlichkeit des Menschen am Sarge. Ist kläglicher Eigensinn in der plärrenden Stimme einer Zimmervermieterin. Ist das tückisch Freundliche, ist die verhängte Brutalität in der Tonlage der Macht und der Polizei. - Alles das ist in dem Stück. Alle diese Stimmen werden laut und leben. Nicht in der Sprache des Tages, oder doch nur mit ihrem Anflug. Die Stimmen alle sind erhoben auf die höhere Tonlage des Überwirklichen, ohne daß sie ihre Realität verlieren. Sie alle sind nicht Abklatsch des Alltags. Sie haben ihren deutlichen Sinn und jeweiligen Einsatz im Chorwerk des Dramas. Sie sind Ausdruck. Expression. Weisenborn ist Dichter.

Stellen, die nicht ganz sicher verzahnt sind - Passagen, in den Monologen zumeist, die nicht immer ausgeruht durchdacht wurden - zwei, drei Längen — ich weiß. Oder besser: ich will es nicht wissen. Denn das soll jetzt zurückstehen. Ich finde es ein Glück, daß uns ein wirkliches Drama aus den letzten Jahren in die Hand gegeben ist. Ich weiß, daß es gut ist und von einem Dichter. Ich kann kein Vergnügen und keinen Sinn darin finden, meinen Scharfsinn im Aufspüren der Fehler, die es wie jedes Stück hat, beweisen zu wollen.

Das Hebbel-Theater hatte die Aufführung seinem „Studio“ anvertraut. Hier stellt es Nachwuchs zur Diskussion. Männer, die zum Teil ihren Namen noch nicht bewähren konnten. Franz Reichert hatte die Regie. Ich fand, dass er das Stück mit viel Glück angefasst hat. Er hat den überhöhten Ton der Dialoge verstanden und ihn in den meisten Fällen richtig angesetzt. Er tat gut daran - für mein Empfinden - wenn er Sentenzen und Monologe, die aus der realen Szene ins Gedankliche abführten, gerade ins Publikum gewendet sprechen ließ. Er nahm den verhaltenen Expressionismus des Textes sicher auf. Und nur zum Anfang hätte man sich ein wenig mehr Licht auf der Szene und etwas mehr Tempo in der Sprache gewünscht. Da schleppt es und kommt nur knirschend in Gang.

Heinrich Kilger baute hier seine ersten Bühnenbilder. Sie trafen genau und gaben den günstigsten Hintergrund. Ein großer Prospekt, an den jeweils nur die Lichtkonturen der weiteren Umwelt, dürrig und bewusst skizziert, aufleuchteten: die Zeichnung angebombter Häuser. Ein bizarrer Blick über Dächer. Eine Straße. Und davor gesetzt jeweils nur die Andeutung des nahen Schauplatzes: eine Kneipe von innen. Mansarde. Straßenecke. Möbliertes Zimmer. Das war sehr glücklich gelöst, gab jeweils die Idee des gezeigten Raumes genau und ließ den Hintergrund und die städtische Umwelt spüren.

Mit den Männern des Hebbel-Theaters könnte man über die Schauspieler, die hier eingesetzt waren, diskutieren. Ich beispielsweise glaube, aus der Rolle des eigentlichen Helden könnte mehr herauszuholen sein an Intensität und Natürlichkeit, als es Wilhelm Borchert gelang. Ob auch Lu Säuberlich alles zutage brachte, was der Text ihr gab - auch darüber bin ich schon mit Freunden in Streit geraten. Ich fand, das Unerlöste der Frau, die Tragik ihrer notwendigen Verhärtung im Politischen und ihr endliches Weichwerden und Frauwerden in den hastigen Stunden einer Liebesnacht hätten deutlicher kommen müssen. Die Rolle ist verteufelt schwer. Ich weiß. Und ich stelle sozusagen nur eine Frage.

Wundervoll war die spaßige, liebenswerte Spießigkeit von Karl Etlinger als Kneipwirt. Kate Kühl machte mit Herz und mit Schnauze die zitternde Angst der Mutter deutlich. Ganz mühelos und schließlich im Ausbruch vor dem Tode ergreifend war O. E. Hasse. Eigentlich die am besten erfasste Gestalt. Am Rande Fritz Rasp, Franz Nicklisch, Clemens Hasse, Karin Friedrich, Hans Wiegner und Peter Timm

Schaufuß. Man merkte ihnen das Glück an, in Gestalten sich bewegen und sprechen zu dürfen, deren Worte tatsächlich jedesmal einen eigenen Ton und unverwechselbares Leben hatten.

Ich weigere mich, zu kritisieren, weil mir an diesem Abend das geschah, wonach sich der Kritiker sehnt: ich vergaß, daß ich Kritiker bin. Ich war dabei. Ich horchte hin. So leicht wirft mich nichts um. Hier geschah's.

Ich fasse nach diesem Stück mit beiden Händen, weil es gut ist und mit den Worten eines Dichters gemacht. Ich gestehe: ich bin nicht ohne Furcht und ohne Skepsis vorgestern in das Hebbel-Theater gegangen. Das Thema des Stückes ist noch sehr nah. Wie leicht kommt da ein falscher Ton in die Stimme. Er kam nicht.

Und schließlich merkte ich, wie mit der Beschwörung jener Kämpfer gegen Hitler noch ein anderes von der Bühne kam. Eine Nebenwirkung, aber keine unwichtige, gewiss: dass hier einer uns und der Welt zeigt -: auch in Deutschland sind sie aufgestanden gegen das Unrecht. Auch hier gab es Männer, die die Freiheit mehr liebten als das Leben. Ehrfurcht vor ihnen und Dank ihnen.

Günther Weisenborn hat selbst drei Jahre im Zuchthaus gesessen, der Dinge wegen, die er hier zeigt. Er widmet das Stück den Kameraden seiner Gruppe, die an der Schafottfront gegen Hitler fielen. Er darf sprechen. In seiner Stimme ist Berechtigung und Wahrheit. Und ich will hoffen, dass viele gehen, sie zu hören.

23.3.1946